

Des Kalendermanns Weltumschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **156 (1877)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373697>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Des Kalendermanns Weltumschau.

Den zahlreichen und fleißigen Lesern des Appenzeller Kalenders den herzlichsten Neujahrsgruß anbietend, entspricht der Kalendermann dem Wunsche vieler, er möchte allemal auch eine kleine Rundschau bringen über das, was Wichtiges in der Welt vorgefallen, bis der neue Kalender gedruckt werde. Nicht Jeder habe eine tägliche Zeitung, und wenn auch, so bringen die Alles so zwei- und dreifach und so kunterbunt durcheinander, daß es manchem Zeitungsleser gehe wie jenem Studentlein:

Bei Allem dem wird mir so dumm,

Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Nun wollen wir den Wünschen zu entsprechen suchen und zwar wie es dem richtigen Appenzeller geziemt, der auf seinem erhöhten Standpunkte steht und freien Blick hat hinunter in die Täler und Ebenen. Der droben steht, kümmert sich nicht um jede Kleinigkeit; er sieht bloß die größeren, hervorragenden Dinge, nicht aber jede Ameise und jeden Heusteszen, wenn er und sie sich auch für Riesenthiere und ihre Sprünge für weltbedeutend halten sollten. Wir müssen dabei nur bemerken, daß mit dem Druck des Kalenders schon zu Anfang August begonnen wird und also mit der Jahresumschau nicht das ganze Jahr umfassen kann. Der nächste Kalender wird natürlich den Faden da wieder aufnehmen, wo ihn der heurige abbrechen mußte.

Gott Lob und Dank! konnten wir das Jahr 1876 in Frieden antreten, und von Krieg und Kriegsgeschrei wird unser Vaterland und Mitteleuropa auch die kommenden Monate nicht wiederhallen. Gott b'hüt' uns davor. Freilich schlagen dort hinten in der Türkei die Völker aufeinander was weiter unten berührt werden soll. Aber die Kriegswellen werden nicht an unsere friedlichen Ufer schlagen.

Der Kampf, der in Deutschland und um und um gekämpft wird, ist ein Kampf des Geistes und der Geister. Er dreht sich vornehmlich um die uralte Frage des „Magens“; er ist die Messer- und Gabelfrage oder wie sie's mit einem fremden Worte bezeichnen, die „soziale Frage.“ Sie beginnt eigentlich schon im Paradies, als jenes Gotteswort an Adam erklang: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen.“ Viele haben das vergessen oder überhört. Viele

wollen ohne Arbeit schnell reich werden und dann leben wie die Vögel im Hanfsamen. Der geplagte Arbeiter will das nicht recht begreifen und hält sich an das Gebot und den Spruch: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.“ Das richtige Gleichgewicht herzustellen zwischen Arbeit und Genuß oder zwischen „Kapital und Arbeit“ — wie man's heißt, ist der Grundgedanke des gesellschaftlichen Kampfes bei uns und anderwärts. Das im Werden begriffene Bundesgesetz betreffend die Fabrikarbeit wird der erste Schritt sein zu einer Lösung auf gesetzgeberischem Boden. Es ist noch nicht fertig, darum sagen wir jetzt noch nichts darüber.

Die zweite dunkle Wolke am Himmel ist die ewige Kriegsbereitschaft der Mächte, die nahezu Alles verschlingt, was der Volksfleiß auf- und antreibt. Auch die Schweiz wird in den Strudel leider hineingezogen und der Kalendermann besorgt, daß er seinen Lesern das nächste Mal wird berichten müssen: die Eidgenossenschaft habe so etwa 20 Millionen Franken für das Militärwesen im Jahr auszugeben!

Aus der Unglückschronik des Winters 1875 erwähnen wir jenes gräßlichen Vorfalles, der am Weihnachtsfest im Schulhaus zu Hellikon, aargauischen Bezirks Rheinfelden, so manches Leben mitten aus der Freude hinwegriß. Es war im Schulhaus ein Christbaum mit Konzert veranstaltet. Oben wurden die letzten Vorbereitungen zur Christbescherung getroffen. Die ungeduldige Menge hatte sich auf der Treppe angesammelt. Plötzlich brach der obere Balken an einem Ende, wo er nur leicht in die Wand eingelassen war, und die Treppe fiel hinunter, die oberste auf die im mittleren Stock und alle auf die im Erdgeschoß. Zwei Knaben konnten die Glockenseile erwischen, sich daran emporarbeiten, und als der eine davon auf den Trümmern einen festen Stand genommen, läutete er aus Leibeskräften, so daß bald die ganze Dorfbewohnerschaft auf die Unglücksstätte herbeieilte. Es war um 6³/₄ Uhr, und volle 2 Stunden dauerte es, bis die Leichen und Vermundeten herausgeschafft waren. Es wurden 72 Personen, Männer, Weiber und Kinder, getödtet, 40 verwundet; 30 Familien wurden in Trauer versetzt.

Eine frohe Kunde traf in der ersten Märzwoche an unser Ohr. Der große Bürgerkrieg drüben im schönen, warmen Lande Spanien, der sogenannte Karlistenkrieg, hatte sein schmachliches Ende erreicht. Schon einmal, von der Thronbesteigung Isabella's im Jahr 1833 bis zum Jahr 1839, tobte der Bürgerkrieg unter dem ersten Don Karlos, dem Großvater des jetzigen. Als der landesfremde und darum wenig beliebte Amadeo v. Savoyen den Thron Spaniens übernahm, hielt es Don Karlos der Enkel für angezeigt, abermals die Fahne des unumschränkten Herrscherthums — Absolutismus genannt — zu erheben, und so begann Ende April 1872 der zweite große Karlistenkrieg. Sein Programm war Krieg allen Ideen der Revolution. Don Alfonso, der Sohn der Isabella, ist nun bis auf weiteres wieder König von Spanien. Die Basken, welche eine Reihe von Vorrechten und besondern Freiheiten sich erhalten wollten, haben nun vor Allem die Zechen zu bezahlen. Don Karlos brachte seine Haut und seine Geldsäcke in Sicherheit und ist nun in Amerika. Wie lange die Ruhe auf dem glühenden Boden Spaniens anhalten wird? Wer vermag es zu messen?

„Die andere südliche Halbinsel Europas, das herrliche Italien, ist in politischer und gesellschaftlicher Beziehung in erfreulichem Fortschritt begriffen. Es erfreut sich der Ruhe und Sicherheit, und selbst in Sizilien kann man ganz ungefährdet umhergehen — wenn man weder einen Geldbeutel, noch ein seidenes Taschentuch oder eine goldene Uhr bei sich trägt.“ So schreibt ein guter Freund des Kalendermannes diesem am 25. Juni. Der Kalendermann hat nichts beizufügen.

In Frankreich befestigt sich die Republik zusehends, obschon ihr die Bonapartisten und andere Feinde schwer zusetzen. Und wenn dieser Vulkan — Frankreich — ruhig ist, so dient's der ganzen Welt zur Beruhigung. Es ist geradezu erstaunlich, welche unerschöpfliche Reichtümer dieses Land besitzt. Wer außer ihm hätte eine Kriegsschuld von 5000 Millionen Franken ertragen mögen, ohne ruiniert zu werden? Anstatt vom Ruin zu hören, vernahmen wir mit Erstaunen, daß die direkten Steuern im ersten Halbjahr 1876 nahezu 46 Millionen Franken mehr eingebracht haben, als in den 6

ersten Monaten des vorigen Jahres. Der Ertrag der indirekten Steuern war im ersten Halbjahr 983 $\frac{1}{4}$ Millionen, das ist 70 Millionen mehr, als im Voranschlag vorgesehen war und 15 Millionen Franken mehr, als im gleichen Zeitraum des vorangegangenen Jahres.

Diese Thatsache führt uns auf Deutschland. Die Anhäufung klingender Reichthümer, welche aus Frankreich flossen und nicht das Ergebnis der Arbeit sind, führte zu einer ungeheuren Preissteigerung aller nöthigen Lebensbedürfnisse, wie Wohnung und tägliches Brod, zu ungeheurer Entfaltung des Luxus, zu Schwindelgeschäften aller Art. „Licht gwunne, liecht dure“, sagt ein schweizerisches Sprüchwort (oder „ring gwunne, ring dure“ im Appenzellischen und in der Ostschweiz), und die ernste Arbeit, das Streben nach Vervollkommnung in allen Zweigen der Gewerbsthätigkeit erlahmt.

Auf der gegenwärtigen Weltausstellung in Philadelphia kann man Vergleichen hierüber anstellen. Herr Prof. Reuleaux, ein deutscher Patriot und in den technischen Wissenschaften wie im Gebiete der Kunstgewerbe als Autorität gefeiert, ist als Präsident der deutschen Kommission in Philadelphia und hat Briefe nach Hause geschrieben, von denen unabhängige deutsche Zeitungen sagen: sie sind einfach wie die Wahrheitsliebe; sie zertrümmern mit einem wuchtigen Schlag das ganze Weihrauchfaß des leeren Patriotismus, der Deutschland wirtschaftlich in hohlen Schwindel und geistig in haltlosen Dünkel hineingetrieben hat. Der Kern der R.'schen Briefe liegt in dem offenen Bekenntniß, daß Deutschland im Wettkampf des Schaffens in Philadelphia beschämt dasteht. „Es darf nicht verhehlt, es muß laut ausgesprochen werden, daß Deutschland eine schwere Niederlage auf der Philadelphia-Ausstellung erlitten hat“ — sagt R. wörtlich. Diese Worte sind eine Mahnung an Deutschland, daß es sich lossage von dem so eifrig gepflegten Dunst militärischer Großthaten und durch Fleiß und Schaffenslust lerne, wie man sich geistig emporarbeitet, um nicht beschämt dazustehen, wenn es gilt, auf sittlichem und intelligentem Gebiete eine Ebenbürtigkeit zu zeigen.

Das hat der Militarismus in Deutschland gethan. Hüte sich die Schweiz, über dem

zu stark geschraubten Militarismus die übrigen Interessen des Landes zu vernachlässigen!

Da wir nun gerade in Amerika auf der Weltausstellung sind, so wollen wir gleich auch hören, was man dort über die Schweiz sagt. „Selbstruhm stinkt“, sagt ein Sprüchwort, darum lassen wir einer fremden Stimme das Wort. Diese Stimme ist die sach- und fachkundige New-Yorker Handelszeitung. Diese sagt: „So groß die Wunder der Natur auch sind, welche jener herrliche Streifen Landes zwischen Jura und Alpen in sich birgt, Wunder, zu denen jährlich Tausende aus allen Weltgegenden hinpilgern: sie werden doch fast übertroffen durch diejenigen der Industrie.“ Wir führen nur diesen einzigen Satz an und — lassen im Uebrigen das Weihrauchstreu, das man so eben an Deutschland getadelt.

Vom Westen mit einem Sprung zum Osten oder Orient. Daß drunten an der untern Donau die Kriegesfurie los ist, haben wir schon oben angedeutet. „Wessen ist das Bild und die Ueberschrift?“ wird der geneigte Leser fragen. Uns bekümmern die Lügenberichte der Türken ebensowenig, als die der Serben und Montenegriner. Alle wollen immer gesiegt haben. Doch ehe noch der Kalender in die Hände aller seiner Leser kommt, wird Serbien und tutti quanti am Boden liegen, der jetzige, an Blauvergiftung und Gehirnerweichung (vom liederlichen Leben herrührend) leidende, kaum einige Monate regierende Sultan Murad V. todt sein und ein anderer verkommener Türk auf dem Thron sitzen. Der alte Sultan Abdul Aziz ist im Brachmonat „gestorben worden“, d. h. man sagt, er habe sich mit einer Scheere die Adern geöffnet. Ob die Handlanger des „lieben Neffen“ Murad etwas mitgeholfen, bleibe dahingestellt. Item: es ist jetzt kein Haar besser bestellt um den türkischen Thron und wird auch beim Nachfolger Murads — seinem jüngeren Bruder — um kein Haar besser werden. Thron und Staat, „Türkei“ genannt, sind durch und durch faul, sind das Geschwür am Leibe der europäischen Menschheit, bekannt unter dem Namen „der kranke Mann am Bosphorus“ oder auch „orientalische Frage.“ Sie schwebt schon Jahrzehnte wie das Schwert des Damokles über dem Frieden Europas. Die Frage ist heute die: wird aus der Kauferei, die

einige halbsouveräne Fürsten mit dem Großtürken Anfangs Juli eröffnet haben, der Krieg werden, der das durch und durch faule Osmanenreich vollends der Auflösung überliefert und nach Asien hinüberdrängt, weil es keinen Anspruch hat auf ein Dasein in Europa? Unser und jedes ehrlichen Christenmenschen Wunsch ist der: Möge das Ende des Kriegespfades die Befreiung Europas von dem seit 4 Jahrhunderten eingedrungene Türkenvolke sein, die Beendigung eines schmachvoll empfundenen Zustandes. Der Erfolg der Kämpfe auf beiden Seiten wird am Besten durch einen Witz gekennzeichnet, den Jemand am 8. Juli machte:

Serben Serben Türken,
Türken Türken Serben.
Serben türken Türken —
Türken gerben Serben!
D fräßen sie sich ganz,
'S ist Heieri was Hans.

Wenden wir unsern Blick nun nach dem lieben Vaterlande. Das „Bild und die Ueberschrift“ des Jahres oder der Stempel, der dem Jahre des Heils 1876 aufgedrückt ist, heißt: Wirthschaftliche Krisis, und Eisenbahnkraach. Nebenher laufen Elementarunglück, genannt Wassersnoth und — Festleben.

Die wirthschaftliche Krisis, eine Krankheit, die ganz Mitteleuropa und Amerika seit 1873 betroffen, gibt sich kund in der Niederlage fast aller Geschäfte und im Zusammensturz einer Menge von Aktien-Gesellschaften. Und noch sehen wir keinen Hoffnungsstrahl, der baldige Besserung verspricht. Am Gotthardunternehmen hat man sich um die Kleinigkeit von etwa 100 Millionen Franken verrechnet!

Die Eisenbahn Bern-Luzern ist im Konkurs. Die Gesellschaft „Regina montium“ („Königin der Berge“) ist zur „Regina alpina“ („Kigi-Bitter“) geworden. Ihr Zweck ging dahin, „Eisenbahnen, Gast- und Pensionshäuser an und auf dem Kigi zu erbauen oder käuflich zu erwerben, um solche zu betreiben oder betreiben zu lassen, überhaupt alle diejenigen Industrien zu kultiviren, welche geeignet sind, den Besuch des Kigi zu vermehren und zu erleichtern.“ Man versprach sich goldene Berge. Aber so wie eine Schatzgräberei statt des erwarteten Goldes nur Kohlen und Gestein ergeben hat,

so zeigte sich hier, daß die Aktionäre nicht nur nicht 75 Prozent Superdividende (neben einem ordentlichen Zins von 5 Prozent) einstrichen, sondern daß 2 Jahre nach der Gründung der Regina montium, vor Ablauf des Jahres 1875 Aktien (mit Nennwerth von 500 Fr.) auf dem Markt zu — 5 Fr. ausboten wurden.

Das ist ein Beispiel von Vielen.

Daß selbst bisher als gut und rentabel angesehenene Unternehmungen, wie die Nordostbahn- und Zentralbahn-Gesellschaft, mit ihrer tollen Spekulation auf neue Linien tief ins Pech zu sitzen kamen und sich kaum noch der Hälfte des Zutrauens von Früher erfreuen, beweist der schlechte Stand ihrer Aktien. Was einst mit mehr als 700 Fr. bezahlt wurde, kann man jetzt zur Genüge um 270 Fr. haben.

Daß All' das, was man auf wirtschaftlichem Gebiet Bitteres erfahren, seinen Rückschlag auch auf politischem Gebiet äußerte, ist nichts Auffallendes. So zum größten Theile erklären wir uns die Mißstimmung der Mehrheit des Schweizervolkes über die Bundesgesetzgebung. Zwei eben so nöthige als gerechte und billige Bundesgesetze wurden mißmüthig verworfen. Das erste, betreffend die Ausgabe und Einlösung von Banknoten, fiel am 23. April. Und doch war und ist es so nöthig, die Mißverhältnisse auf dem Gebiete der Papierwirtschaft zu regeln! Es sollte nicht sein. Das zweite Bundesgesetz betraf die Militärpflicht-Ersatzsteuer. Auch dieses fiel und zwar am 9. Juli 1876. Der Kalendermann will sich aller Glossen enthalten, aber die Frage wird ihm erlaubt sein: ob es gut war, das Bundesreferendum einzuführen, und ob es möglich sei, die neue Bundesverfassung gehörig auszubauen, wenn das Volk die Bausteine einen um den andern Bach abschickt. Die Erfinder des Bundesreferendums mögen im Stillen mit dem Zauberlehrling ausrufen: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nicht mehr los!“

In tiefe Trauer ist das Vaterland versetzt worden durch die Wassernoth, die in der zweiten und dritten Juniwoche einen großen Theil der östlichen und nördlichen Schweiz betroffen hat, wovon aber an einer andern Stelle des Kalenders erzählt wird. Fast mitten in den Jammer hinein fiel die schon lange geplante 400jährige Gedenkfeier der Schlacht bei

Murten (1476). Gerne hätte man die Festlichkeit abgestellt, allein es war nicht mehr möglich, weil Alles schon zu weit vorgeschritten, der größte Theil der Kosten schon verausgabt war. — Der geneigte Leser wird uns gerne erlassen, eine weitläufige Beschreibung des schönen und vaterländischen Festes zu bringen.

Das zweite große vaterländische Fest, ebenso prachtvoll wie zu Murten, wurde in Lausanne im Juli gefeiert, das eidgenössische Schützenfest. Welch ein Unterschied zwischen heute und dem Jahr 1836. Dazumal fand das Fest auf demselben Platze statt, aber wie klein gegen heute. Heute 200,000 Fr. Ehrengaben, damals 9955 Fr.; heute 172 Kehrscheiben, damals 36; heute Preise von 4000 bis 5000 Fr., damals 500 Fr. Mit der Großartigkeit der Feste hat aber auch die Unzufriedenheit derer zugenommen, welche den Gehalt der Feste zur Hauptsache und den Festprunk zur Nebensache zählen. Die Klage vieler ernsthafter Eidgenossen ist berechtigt: Die Zahl der Feste vermehrt sich ins Ungemessene, ihre Bedeutung verliert sich immer mehr, so daß sie für die Zukunft zur Landplage zu werden drohen. So war auch in Lausanne die Festhütte die Hauptsache, das Schießen selbst kam nur insoweit in Betracht, als es das Geld liefern mußte zur Bestreitung der bloßen Festlichkeiten. Auf 5000 Schützen kamen 100,000 Festbummler. $\frac{4}{5}$ sämmtlicher Einnahmen floßen aus der Schießkasse, wogegen $\frac{1}{5}$ aller Unkosten nicht für das Schießen, sondern für die bloßen Festlichkeiten zu Gunsten der großen Festmenge gemacht wurden. Die Schützenkasse setzte im Stich zu den Ehrengaben keine 10,000 Fr. aus, bezog dagegen von den Schützen 170,000 Fr. Doppelgelber. Das muß als eine Ausbeutung der Schützen zu Gunsten des Festschwindsels bezeichnet werden. Es ist dies ein Krebsgeschwür an unseren Schützenfesten, das von Fest zu Fest mehr um sich frißt. Diesen Anschauungen muß mit aller Kraft entgegengetreten werden. Diese Art der Ausbeutung der Schützen zur Belustigung der bloßen Festbummler muß einmal an den Pranger gestellt werden, bis sich schließlich das öffentliche Schamgefühl allgemein geltend macht.

Das will hiemit der Appenzeller-Kalender freimüthig gethan haben und wem's nicht gefällt, der mag ein Stecklein dazu stecken. Dixi.